Der Weltkrieg

98

Julius Bachem †

Hermann Cardauns (Bonn)

25 Pf.



Sekretariat Sozialer Studentenarbeit



Multis ille bonis flebilis occidit.

Der äußere Lebensgang des Mannes, der am 22. Januar 1918 sein langes reiches Leben beschlossen hat, ist einfach. Er wurde am 2. Juli 1845 zu Mülheim a. d. Ruhr als Sohn eines Kaufmanns geboren, vorgebildet auf der Realschule seiner Geburtsstadt, der Handels- und Latein-Schule von Rolduc (Holland) und dem deutschen Gymnasium von Kempen, studierte zuerst neuere Sprachen und Naturwissenschaft, dann Jurisprudenz in Bonn und Berlin, und wurde im Sommer 1868 Auskultator beim Cölner Landgericht.

Schon im folgenden Jahre ist er in die Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung" eingetreten, ohne Vertrag und zunächst nur aushilfsweise. Rasch aber hat er die leitende Stellung eingenommen. Er behielt sie auch bei, als er sich in Cöln als Advokat niederließ. 1875 wurde er in den Stadtrat gewählt und im folgenden Jahre in das Preußische Abgeordnetenhaus. 1890 legte er seine Mandate nieder, die Redaktion hat er bis März 1915 fortgeführt. Cöln blieb bis zu seinem Tode, ein halbes Jahrhundert lang, sein Wohnort. Parlamentarische Pflichten und politische Zwecke haben ihn häufig zu kurzen Reisen veranlaßt, aber den deutschen Boden hat er, abgesehen von einer Reise nach Südfrankreich in Familienangelegenheiten, fast nur noch verlassen, um sich an sozialen Kongressen in dem belgischen Nachbarlande zu beteiligen.

In einem sozialdemokratischen Blatte, welches den Lebenden einst bis aufs Messer bekämpft hatte, war über den Toten zu lesen: „Mit Julius Bachem sinkt einer der klügsten Männer ins Grab, über die das Zentrum jemals verfügt hat, der zeitweise als die eigentliche Seele der Zentrums-Politik zu gelten hatte." Das ist richtig. Er war in erster Linie Parteiführer, ein konsequenter und grundgescheiter Verfechter des Zentrumsgedankens in der ihm von Ludwig Windthorst gewordenen Ausprägung, und in den Dienst dieses Gedankens hat er auch einen guten Teil seiner schriftstellerischen Arbeit,

nicht bloß in der Tagespresse, gestellt. Er diente der Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit mit glänzenden Gaben, mit vorbildlichem Eifer, mit seltener Selbstverleugnung und mit reinen Händen.

Er war ein Freund der Wahrheit. Ein herzliches Andenken hat er der frommen Mutter und seinen geistlichen Lehrern bewahrt; dem Glauben der Jugend ist er treu geblieben sein ganzes Leben hindurch, dieser Glaube hat ihn aufrechterhalten auch in den schwersten Stunden, und war sein Trost im Tode: Sterbend hat er dem Priester der ihm die letzten Tröstungen der Religion spendete, die Worte Vera fides nachgesprochen und beigefügt: „Wie schön ist das gesagt!“ Daß er auch den Mut seiner Überzeugung besaß, hat er schon als Student bewiesen: Als ein Teil der Bonner Kommilitonen das Bedürfnis fühlte, gegen die weltliche Herrschaft des Papstes zu demonstrieren, und der damalige Rektor, Herr v. Sybel, eine Versammlung der jungen Herren erlaubte, eine Gegenversammlung aber untersagte, brachte der stud. jur. Bachem 500 Unterschriften, etwa die Hälfte der ganzen Bonner Studentenschaft, für eine Beschwerde zusammen. Er war nicht gerade das, was man einen frommen Mann nennt; ganz einfach und anspruchslos erfüllte er seine kirchlichen Pflichten und er bewunderte, wie einer der Redner an seinem Grabe erwähnte, die Pracht und Schönheit der katholischen Liturgie. Die altkatholische Bewegung, die fast mit dem Beginn seiner journalistischen Laufbahn zusammenfiel, scheint ihn nicht tiefer berührt zu haben. Theologische Spekulation war nicht seine Sache; und wenn er in späterer Zeit auch stets klaren Blick und lebhaftes Interesse bei innerkirchlichen Auseinandersetzungen bewies, so war er doch immer mehr auf das Weltlich-Praktische gerichtet. Der kirchlichen Gemeindevertretung seiner Cölner Pfarrei, die er musterhaft leitete, hat er ein eignes Kapitel seiner Lebenserinnerungen gewidmet. Unschätzbare Dienste hat er seiner Kirche geleistet, nicht bloß in der Kulturkampfszeit, als Justitiar des Cölner Erzbischöflichen Stuhles und Berater des Erzbischofs Paulus Melchers; gern erzählte er davon, wie er mit diesem Bekenner während seiner Haft im Gefängnis am Klingelpütz verkehrte. Er war duldsam, nie hat er Bekenner eines andern Bekenntnisses verletzt, und viel hat er dazu beigetragen, daß die Ausschreitungen der antisemitischen Bewegung nicht auch auf den Westen der Monarchie übergriffen. Für kirchliche Übertreibungen und schwarmgeisterische Bestrebungen war er nicht zu haben, und verhaßt war ihm die Lüge im religiösen Gewand. Es ist ihm eine besondere Freude gewesen, daß er mithelfen konnte, den von Frömmigkeit triefenden französischen Freigeist Gabriel Joyand (Leon Taxil) zu entlarven und durch rechtzeitige Warnung

zu verhindern, daß dieser „schlecht abgeputzte Freimaurer" als Triumphator den Antifreimaurer-Kongreß zu Trient verließ.

Die Politik soll den Charakter verderben, und im allgemeinen ist das Parteileben gewiß keine Schule der Erziehung zur Wahrhaftigkeit. Von Julius Bachem dagegen darf man sagen, und auch seine vielen Gegner haben es anerkannt: Er hat die bedenklichen Mittel, zu welchen die Politik so leicht verleitet, verschmäht, er blieb auch im bittersten Kampfe sachlich, ließ nicht den Zweck die Mittel heiligen, und auf sein Wort konnte man sich verlassen. Freilich, von Ciceros Forderung für den Geschichtsschreiber: Nil dicere quod non verum, nil veri non dicere, Nichts Unwahres reden, nichts Wahres verschweigen, ließ er für den Politiker nun den ersten Satz gelten, und mit Recht, denn für diesen ist das Schweigenkönnen ebenso unentbehrlich wie die Wahrhaftigkeit. Was er als wahr erkannte, das vertrat er bald mit feuriger Begeisterung, bald mit zwingender Logik, schärfster Dialektik, zuweilen mit ätzendem Spott, oft auch mit einschmeichelnder Beredsamkeit. Vergnügt hat er mir einmal erzählt, wie er in einer recht schwierigen Unterhaltung einen Herrn, der anfangs sehr anderer Meinung war, so lange eingewickelt habe, bis er sagte: „Ja, Herr Doktor, wenn man Sie so reden hört, dann glaubt man am Ende selbst, es wäre so." Aber er wußte nicht nur zu überreden, sondern auch zu überzeugen, und der Schmuck der Rede in Wort und Schrift, auf den er sich meisterlich verstand, war bei ihm wirkliche Zierde, nicht Schminke, welche nur die Gedankenlosigkeit übertüncht oder lediglich den Gedanken verschleiern soll. Eine bloße Redensart von ihm gehört oder gelesen zu haben, wird man sich kaum erinnern.

Er war ein Freund der Freiheit. Kurz nachdem er sich die journalistischen Sporen verdient hatte, brach der Kulturkampf aus, und da fügte es sich ganz von selbst, daß er zunächst als Anwalt kirchlicher Freiheit auftrat. Unter ihren Kämpen ist er in den tieftraurigen und doch auch wieder so hocherhebenden 70er Jahren einer der Besten gewesen. Er hatte noch nicht oft im Cölner katholischen Volksverein, seiner „Rednerschule", gesprochen, da wußte man, was man an ihm hatte, und holte ihn zu kirchenpolitischen Versammlungen heran, wo man ihn kriegen konnte. Man schätzte ihn als einen entschlossenen, gewandten und zündenden Gegner jener Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Staat, die letzten Endes zu einem Kirchenregiment im Stil des verflossenen Heiligen Synods von Petersburg führen und den Priester Gottes zu einem Amtsbruder des russischen Popen machen würde. Wie er selbst über dieses Verhältnis dachte, zeigt neben vielen Reden und Aufsätzen die treffliche Schrift

„Vor den Wahlen, ein Mahnruf an das christlich-konservative Deutschland", die er 1873, nach eigner Angabe „in Verbindung mit einem jungen Theologen" verfaßte; gemeint ist der als Cölner Domherr verstorbene Dr. Weinand.

| Schonungslos bekämpfte er die systematische Unterdrückung des Katholizismus, in der Gesetzgebung wie in der Verwaltung. Einer seiner Lieblingssätze war das Programm, das der große Görres auf der letzten Seite seines Athanasius aufgestellt hatte: „Die ganze und volle Realisierung der feierlich garantierten Religionsfreiheit und der zugesagten politischen und bürgerlichen Gleichheit der Konfession, in ihrem ganzen Umfang, ohne Gefährde und Hinterhalt." Gleich als er 1875, lange Jahre lastenden Bann brechend, mit wenigen Gesinnungsgenossen in den Cölner Stadtrat gewählt war, hat er sich mit voller Kraft gegen die in Cöln herrschende Gepflogenheit gewendet, die Zusammensetzung der kommunalen Beamtenschaft in einem solchen Grade vom Religions-Bekenntnis abhängig zu machen, daß trotz der erdrückenden katholischen Mehrheit der Einwohner nicht mehr die Hälfte der städtischen Beamten katholisch war. Für die staatliche Durchführung des Grundsatzes, der in unsern Tagen auf die Formel „Freie Bahn dem Tüchtigen" gebracht worden ist, hat er dann mitentscheidend gearbeitet im Abgeordnetenhaus und schriftstellerisch, ganz besonders durch die vielbeachtete Denkschrift über die Parität in Preußen, die er, in Verbindung mit Wilhelm Hankamer, 1897 ohne seinen Namen erscheinen ließ. Mit einem erdrückenden statistischen Material, das sich in der Hauptsache als durchaus stichfest erwiesen hat, ist hier der Beweis erbracht, „daß mit der Bedeutung der öffentlichen (nicht bloß staatlichen) Stellungen die Verwendung von Katholiken abnimmt, um in den höchsten Stellen fast ganz zu verschwinden." Eine sogenannte mechanische Parität, Anstellung nach dem Verhältnis der Seelenzahl der Konfessionen, verlangte er natürlich nicht; für die paritätische Behandlung des katholischen Volksteils forderte er von diesem auch die Parität der Leistung, die Erbringung des Befähigungsnachweises, ein ausreichendes Angebot anstellungswürdiger Kräfte, sowohl in der staatlichen und Gemeinde-Verwaltung wie in den akademischen Lehrkörpern, in welchen die Zahl der katholischen Privatdozenten besonders tief unter dem nach dem Bekenntnis berechneten Durchschnitt blieb. Diese Schrift hat die wirksamste Vorarbeit für die Katholiken-Emanzipation auf dem Gebiete der Anstellungsfragen geleistet. Seitdem sind die Paritäts-Erörterungen, die neuerdings Grunenberg in ausgezeichneter Weise fortführt, nicht mehr verstummt, und was die Hauptsache ist: sie haben genutzt. Dazu

hat Julius Bachem nicht nur mit der Feder beigetragen; in zahlreichen Fällen hat er durch persönliches Eingreifen dazu geholfen, daß die richtigen Leute an die richtigen Stellen kamen, und noch während des Weltkrieges hat er erfolgreich gegen konfessionelle Einseitigkeit in der Verwaltung okkupierter Gebiete gearbeitet.

Ein Freund der Freiheit war er nicht nur kirchenpolitisch, sondern auch auf dem staatlichen Gebiet im engern Sinne. Man hat oft von Zentrums-Demokraten gesprochen, und dann pflegte der Name Julius Bachem in der vordersten Reihe genannt zu werden. Das war zum guten Teil eine Anerkennung seiner agitatorischen Tätigkeit. Er hatte gern mit dem „Volke", der breiten Masse zu tun, er fühlte mit ihr, er wurde als Redner von ihr verstanden und geschätzt, obwohl er immer die Sprache des Gebildeten sprach und obwohl oder auch weil er dem Ungeschmack keine Zugeständnisse machte. Es war ihm eine Art Erholung, das Redaktionspult und den grünen Tisch zu verlassen und in vielen Dutzenden von Massenversammlungen, von Münster bis Würzburg und von Aachen bis Danzig, das zu besorgen, was seine Gegner „das Volk aufwiegeln" nannten. Als Abgeordneter war er ein gefürchteter Gegner des Strebertums, des Personenkultus, der Erfolgsanbetung, und wenn gründliche Achtung der Verfassung, besonders Respekt vor dem Bewilligungsrecht der Volksvertretung, wenn freimütige Kritik an Maßnahmen der Verwaltungswillkür — eine seiner Schriften trägt den Titel „Ein Kapitel von der Polizei in Preußen" —, wenn hohe Anforderungen an den sozialreformerischen Beruf des Staates und die Befürwortung wirksamer Steuerreformen unter Schonung der „schwächern Schultern" den Demokraten ausmachen, dann *war* er ein solcher. Aber er machte keine Musik mit jenem demokratischen Phrasengeklingel, das sich oft so seltsam mit dem Gegenteil von Volkstümlichkeit und Volksfreundschaft zu paaren versteht; nie hat er den Demokraten *gespielt*; vortrefflich vertrug er sich auch mit hocharistokratischen Fraktionsgenossen oder sonstigen Parteifreunden blauen Blutes, und von ausgesprochenen Konservativen, auch Mitgliedern des Feudaladels, die er als ehrliche und gescheite Leute kennengelernt hatte, konnte er mit größter Verehrung sprechen. Wo er, beispielsweise, von dem Fehlen der ganzen offiziellen Welt bei der Trauerfeier für Ludwig v. Gerlach spricht, verfehlt er nicht, anerkennend hervorzuheben, daß „der alte Feldmarschall v. Manteuffel an der Spitze des Trauergefolges einherschritt", und beizufügen, daß ein anderer Manteuffel, der frühere Minister, mit acht andern Alt-Konservativen in der Schulaufsichtsfrage „dem Ansturm Bismarcks die Stirn geboten" habe.

Die Achtung vor Andersdenkenden war ihm nicht schwer, denn er war auch ein Freund der Gerechtigkeit. Er war Jurist. Keiner von jenen, von welchen der Volksmund sagt, sie seien schlechte Christen; ihm war die Rechtsgelehrsamkeit ein idealer Beruf. Er war ein Jurist von gesundem Menschenverstand und ebenso großem Scharfsinn, der ohne langes Bedenken den Kern der Streitfrage erfaßte und dann den Nagel auf den Kopf traf, keiner von den öden Paragraphen-Menschen, welche Gesetz und Recht sich forterben lassen wie eine alte Krankheit, ein Anhänger jenes Rechtes, das mit uns geboren wird und geschichtlich erwachsen ist, klar unterscheidend zwischen Recht und Gesetz; nicht umsonst hat er eine Schrift mit dem Titel „Gesetz und Recht" geschrieben. Prozesse hat er nicht viele geführt, fast nur solche, die mit dem Kulturkampf zusammenhingen; so führte er in Cöln die Verteidigung des Professors Scheben in der Marpingener Angelegenheit und setzte nach 14tägiger Verhandlung mit glänzendem Erfolg die Freisprechung der vielen unschuldigen Leute durch, welche der Fall der „Wunderkinder" auf die Anklagebank zu Saarbrücken geführt hatte. Auch seine große Rede zum berühmten Glockenprozeß von Rheinbrohl gehört in diesen Zusammenhang, obwohl er dieses Plaidoyer nicht als Advokat, sondern als Parlamentarier im Abgeordnetenhause gehalten hat. Als juristischer Schriftsteller hat er sich einen hochgeachteten Namen erworben. Bahnbrechend gewirkt haben seine Schriften zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes und zur Einführung der bedingten Verurteilung. Das Gesetz von 1896 über den unlautern Wettbewerb, das er in rastloser Arbeit, auch durch Vorträge und Zeitungsartikel, in enger Verbindung mit dem Abgeordneten Roeren, vorbereitet hat, könnte füglich den Namen Lex Bachem tragen.

Gerecht war er auch als Politiker. Niemand war tiefer als er durchdrungen von dem Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit, seiner unbedingten Notwendigkeit für die aus so verschiedenen Berufsständen und Interessengruppen zusammengesetzte Zentrumspartei, eine Zusammensetzung, die gewiß im Vergleich zu andern Parteien eine Schwierigkeit bildet, aber auch ihr Lebensprinzip, ihre raison d'être. Niemand hat entschlossener als er, aber auch versöhnlicher, entgegenkommender jede einseitige Interessenpolitik innerhalb der Partei bekämpft, und diesen Kampf hat er fortgesetzt bis in seine letzten Lebensjahre. Bei den Parteifreunden machte sein Gerechtigkeitsgefühl nicht Halt. Dieser gefürchtete Debatter, der im Plenum des Abgeordnetenhauses wie in der Wahlprüfungs- und Petitions-Kommission oft den Heißspornen im andern Lager übel mitgespielt

hat, wußte auch beim parlamentarischen Gegner das Gute ganz unbefangen zu würdigen. Man sehe sich die Galerie von Charakterköpfen an, die er im 8. Kapitel seiner Lebenserinnerungen aufgehängt und durch die köstlichen Karikaturen des Abgeordneten Janssen illustriert hat: welche Fülle von launiger Polemik, aber auch von gemütlichem Humor, von Versöhnlichkeit und wärmster Anerkennung! Er war ein Kämpfer, aber nie stritt er mit unwürdigen Mitteln wie persönlichen Angriffen, und das hat man ihm nicht vergessen.

Julius Bachem war eine *glänzend begabte* Natur. Proben dieser Begabung hat er schon früh abgelegt. Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein deutscher Realschüler zu einer ausländischen Anstalt mit französischer und holländischer Unterrichtssprache übergehen kann — die mehrsprachige Vorbildung ist ihm sehr zugute gekommen — und es dann fertigbringt, an einem deutschen humanistischen Gymnasium sein Abiturium mit Dispens von der mündlichen Prüfung zu bestehen. Ein besonders fleißiger Student war er nicht, das Kolleg hat er oft geschwänzt, nicht allerdings die Vorlesungen des großen Romanisten Böcking, dem er große Verehrung bewahrte, und daß er jahrelang zu gleicher Zeit redigieren und als Auskultator arbeiten mußte, ist seiner praktisch-juristischen Ausbildung gewiß nicht förderlich gewesen. Aber er hat die Doppelarbeit bewältigt und dann das Kunststück fertiggebracht, trotz ärgstem Kanonenfieber die große juristische Staatsprüfung mit einem auszeichnenden Prädikat zu bestehen. Die juristische Bildung war das richtige Mittel zur weitern Entwicklung seiner Verstandesschärfe und der strengen Ordnung des Gedankenganges. Aber dieser Verstandesmensch verfügte auch über einen ungewöhnlich beweglichen Geist und eine seltene Anmut der Form. Unterstützt von einem riesigen Gedächtnis, schrieb er meist ohne gedruckte Hilfsmittel und schickte das korrigierte Konzept ohne Reinschrift in die Druckerei. Wie die Feder handhabte er auch die Rede mit größter Leichtigkeit. Was er sagen wollte, legte er sich vorher im Kopfe zurecht, die schriftliche Vorbereitung beschränkte sich gewöhnlich auf ein Notizenblättchen, und dann sprach er eine Stunde lang oder noch länger in elegantestem Stil, ohne zu stocken und ohne zu schwätzen.

Wenn ich ihn einen *Journalisten allerersten Ranges* nenne, so gebe ich damit nur das *allgemeine* Urteil wieder. Für viele ist der Journalismus ein Handwerk, für manche nur die Zuflucht nach verfehltem Beruf. Für ihn war er eine Kunst, in der er lebte und webte, freigewählte Liebe und Leidenschaft. Als „sich die Notwendigkeit ergab, zwischen der Juristerei und der Journalistik zu optieren, siegte (nach seinen eignen Worten) die Journalistik. Wen

sie einmal hat, den läßt sie nicht leicht wieder los." Wie er diese Kunst übte, dafür ist ein kleines, aber hochfeines Zeugnis sein noch nicht ein Dutzend Seiten füllendes Schriftchen „Allerlei Gedanken über Journalistik", das er als sein „journalistisches Testament" bezeichnet hat, eine kostbare Sammlung knapper Sprüchlein und Regeln, die auf keinem Redaktionstisch fehlen sollten, hervorgegangen aus langjähriger praktischer Erfahrung, sprühend von Geist und Witz, reich an geflügelten Worten oder doch Sätzen, die geflügelte Worte zu werden verdienten. Auch als Parlamentarier hat er deren manche geprägt, wie „das gesunde Mißtrauen" und „Berlin der Wasserkopf der Monarchie". Was er in diesem Vademekum des Journalisten predigt, das hat er auch geübt: Ehrliches Urteil, Unabhängigkeit, Gewissenhaftigkeit, Verantwortlichkeitsgefühl, Verschwiegenheit, und seine goldenen Regeln auch selbst befolgt, z. B.: Würze ist die Kürze, Laß dich nie auf Widersprüchen ertappen, Frische Fische gute Fische, die Aphorismen über Temperament, persönliche Polemik, Freimut und Frechheit, Waschzettel, Reklame usw.

An der Spitze dieses Büchleins stehen die Worte: „Was ist ein Journalist? Einer, der für den Tag schreibt. Wohl gemerkt: für den Tag, nicht in den Tag hinein!" Und an anderer Stelle: „Sei kein Tagelöhner mit dem Geiste", was nicht bloß für das Verhältnis des Redakteurs zum Verleger gilt, wovon hier die Rede ist. Nun wahrhaftig: er hat nicht in den Tag hinein geschrieben und ist kein Tagelöhner mit dem Geiste gewesen, kein Redaktionspedant, der seine Stunden absitzt und sein genau abgegrenztes Pensum in philisterhafter Beschränktheit abarbeitet. Er hatte als Redakteur seine Schattenseiten. An feste Arbeitszeiten hat er sich nie gebunden, konnte es auch nicht in der wünschenswerten Weise, weil er durch tausend andere Dinge in Anspruch genommen war, und auf seinem Pult herrschte eine Unordnung, die nur ein sehr wohlwollender Euphemist als genial bezeichnen konnte. Unser braver Redaktionsdiener ist einmal zu uns gekommen und hat uns, lachend über den ganzen Leib, erzählt: Unter all dem Papier auf dem Pult vom „Herr Julius" habe er ein ganzes Nest voll kleiner Mäuschen gefunden — und das war die buchstäbliche Wahrheit! Aber er wußte in diesem Wirrwarr von Briefen, Manuskripten, Zeitungen, Ausschnitten usw. gut Bescheid, und wenn eine ordnende Hand hineingriff, klagte er nicht ganz ohne Grund, jetzt könne er nicht mehr finden, was er suchte. Und was wichtiger war: Strenge Ordnung hielt er im Denken und in der Oberleitung der Redaktion nach festen Richtlinien. Er war eben und fühlte sich mit Recht als leitender Redakteur, der nicht schrieb und andere schreiben

ließ, ohne vorher gedacht zu haben, in Befolgung seiner eignen Regel: „Bei jedem Satze, den du schreibst, frage dich: Was kann ein gescheiter Gegner zur Rechten oder zur Linken dagegen sagen? Ein Journalist muß kontradiktorisch denken.“ Wenn er so auf seinem Drehstuhl saß, scheinbar müßig, die Feder im Mund oder hinter dem Ohr, den Blick starr auf ein Fenster gerichtet, hinter dem nichts zu sehen war, dann konnte man sich darauf verlassen, daß er „kontradiktorisch dachte“ und daß über fünf Minuten etwas Gescheites zu Papier kam. Oft hat er draußen vor dem Fenster Dinge in der leeren Luft gesehen, an die sonst kein Mensch oder nur ein paar kluge Leute dachten. Der merkwürdigste Fall ist mir mit ihm im März 1892 begegnet. Während der heftigen Erörterungen über den Volksschulgesetzentwurf trug er sich mit düstern Ahnungen und ließ mir keine Ruhe, bis ich nach Berlin fuhr und seine Warnung an die geeigneten Stellen brachte. Man zuckte die Achseln und hielt ihn für einen Schwarzseher, aber wenige Tage darauf nahm Herr v. Zedlitz seine Entlassung als Kultusminister und Caprivi hatte aufgehört, preußischer Ministerpräsident zu sein. Seitdem wußte ich an ihm zu schätzen, was er den richtigen „Instinkt“ nennt: „Man muß es in den Fingerspitzen haben.“

„In den Fingerspitzen“ hatte er es auch, wenn er früher als andere die Notwendigkeit erkannte, den nicht zur Sozialdemokratie schwörenden Arbeitern eine selbständige Gewerkschaft schaffen zu helfen. Daß diese Schöpfung schwierig sei, hat er sich ebensowenig verhehlt wie die Gründer und Führer der christlichen Gewerkschaften, aber dadurch ließ er sich nicht abhalten, sie zu fördern und gegen die bekannten Anfeindungen zu verteidigen. Das hat ihm viele Gegner gemacht — manche von ihnen dürften durch die Vorgänge bei dem Berliner Demonstrationsstreik, der mit seinem Todestag ungefähr zusammenfiel, andern Sinnes geworden sein — und ist ein Hauptanlaß für die peinlichen Erörterungen über die „Cölner Richtung“ geworden, die man gewöhnlich an seinen in den „Historisch-politischen Blättern“ veröffentlichten Aufsatz „Heraus aus dem Turm“ anknüpfte. Im weitern Verlauf ist er wahrscheinlich für viele Artikel verantwortlich gemacht worden, die er gar nicht geschrieben hatte. Allmählich hat sich dann dieser Streit zu den seltsamsten Beschuldigungen nicht nur gegen die bösen „Cölner“ oder „Bachemiten“, sondern gegen Alle und Jede ausgewachsen, welche die unter der Flagge der Bekämpfung des Modernismus segelnde „integrale Richtung“ nicht nach ihrem Geschmack fanden. Ich will diese traurigen Vorgänge, an denen ich selbst stark beteiligt war, hier nur streifen, auf genaueres Eingehen um so lieber verzichtend, als seine Thesen über den Charakter des Zentrums

als einer politischen interkonfessionellen Partei die volle Zustimmung aller Parteiinstanzen gefunden haben und der Weltkrieg dafür gesorgt hat, daß auch in dieser Frage und in allerhand damit zusammenhängenden Fragen ein Burgfriede geschlossen wurde; nur darf ich wohl auf Grund der engen Fühlung, die ich gerade in diesen Dingen mit Julius Bachem unterhielt, die Ausführungen des Schlußkapitels seiner Erinnerungen (Meine „Richtung") und besonders den Satz unterschreiben: „Eine besondere Richtung habe ich nicht, will ich nicht haben, werde ich nicht haben, solange ich in der Publizistik und im öffentlichen Leben tätig sein kann. Meine Richtung ist und bleibt: Zentrum, Windthorstsches Zentrum." Und noch eins! Die schlimmsten, zum Teil geradezu abgeschmackten und grob verleumderischen Ausfälle gegen das deutsche Zentrum und gegen so ziemlich alles und jedes, was innerhalb des deutschen Katholizismus an lebendigen Organisationen vorhanden war, sind nicht innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches gedruckt worden, sondern es war ausländische Einfuhr, produziert an einzelnen Stellen Österreichs, an andern der Schweiz, besonders der welschen, dann Italiens und ganz besonders Frankreichs. Es liegen Anzeichen vor, welche auf einen gewissen Zusammenhang dieser Kampagne mit den Vorbereitungen zum Weltkriege schließen lassen. Man lese die Entstellungen und Schmähungen gegen die Katholiken Deutschlands, welche die Herren um Msgr. Beudrillart in ihren Streitschriften La Guerre allemande et le Catholicisme und L'Allemagne et les Alliés devant la Conscience chrétienne zusammengetragen haben, und man wird Gedanken finden, welche auffallend an die Argumentation gewisser „Integralen" vor dem Weltkrieg erinnern. Vielleicht kommt schon bald der Tag, an dem auch einige Gutgläubige in Deutschland bedauernd einsehen, daß sie vor dem Kriege geschoben wurden, wo sie zu schieben glaubten.

Geradezu vorbildlich war der Eifer, das Interesse, die Selbstaufopferung, die er als Redakteur wie in all seinen sonstigen vielgestaltigen Obliegenheiten bewies. In gewissem Sinne ist er doch ein Tagelöhner mit dem Geiste gewesen: Insofern als sein ganzes Leben ein einziger Arbeitstag, eine fast ununterbrochene Anspannung der Geisteskraft gewesen ist. Als Student konnte er leichtsinnig sein, auch als junger Jurist trank er noch gern einen guten Tropfen, ich sehe ihn noch vor mir, wie er abends an seinem Stammtisch bei A. mündlich weiter redigiert und Leitartikel spricht; nach seiner Verheiratung (1875) führte er, bei schwacher, aber zäher Konstitution, eine streng geregelte Lebensweise von äußerster Mäßigkeit. Erholung gönnte er sich nur spärlich: Hier und da einige Stunden in angeregter

Gesellschaft, in der aber doch meist wieder die Politik den Unterhaltungsgegenstand bildete, einfacher Naturgenuß — er war von Kindsbeinen an ein großer Insektenfreund — auf Spaziergängen und während eines bescheidenen Landaufenthaltes, etwas Theater, ein wenig schöne Literatur, die er fast nur bei einigen Lieblingen wie dem Dichter von Dreizehnlinden genoß, den er persönlich kannte und verehrte — das war so ziemlich alles; merkwürdigerweise hat der Sohn der Ruhr auch am Cölner Karneval Spaß gehabt, bis ihm dessen orgiastische Ausschreitungen die Freude verdarben. Nur durch den freiwilligen Verzicht auf den Schmuck des Daseins, nur indem er seine gewaltige Arbeitskraft fast restlos in den Dienst seiner Sache stellte, konnte er sich Lasten über Lasten aufbürden, die einen andern erdrückt hätten. Um den Umfang und die Vielheit seiner Leistungen voll zu würdigen, muß man in den 70er und 80er Jahren, auf dem Höhepunkte seiner Tätigkeit, mit ihm zusammen gearbeitet, muß man die jagende Eile verfolgt haben, mit welcher seine Arbeit wechselte: Redaktionsgeschäfte, jeden Augenblick unterbrochen durch Beantwortung dringender Briefe und nicht immer nötige, oft recht lästige und die Geduld auf harte Proben stellende Besuche, Versammlungen, Sitzungen aller Art, Parteiberatungen, Stadtrat, städtische Ausschüsse, Plenar- und Kommissionssitzungen des Abgeordnetenhauses — er war ein musterhaft pünktliches Mitglied und teilte mit August Reichensperger die gründliche Abneigung gegen die parlamentarischen Drückeberger —, Reisen nach Berlin, von wo aus er tagtäglich seine Zeitung mit Berichten und orientierenden Beiträgen versorgte, Agitationsreisen nach allen Strichen der Windrose u. dgl.: In all dem Durcheinander zwar manchmal ärgerlich aufbrausend, aber sofort sich wieder zusammennehmend, immer klaren Kopf bewahrend, immer genau wissend, was er wollte.

Auch als 1890 seine Wirksamkeit als Stadtverordneter und Landtagsabgeordneter zu Ende ging, hat er die Hand nicht vom Pfluge gelassen. Er trat nur noch selten an die Öffentlichkeit, aber wo immer öffentliche Angelegenheiten zu beraten waren, da ließ man sich den klugen Rat des Nimmermüden, stets Bereiten nicht leicht entgehen, der so oft den Ausweg aus verwickelten Lagen fand, im Augustinus-Verein für die katholische Presse, zu dessen Gründern er gehörte, in dem er meistens die Referate über die Hauptgegenstände der Beratung erstattete, in den gemeinsamen Konferenzen, welche der Verein in Berlin mit den Zentrums-Parlamentariern veranstaltete, im Cölner Wahlkomitee und in seinem geschäftsführenden Ausschuß, im rheinischen Provinzialrat und im Reichsausschuß der Zentrumspartei, in aller-

hand Spezialkonferenzen. In einem der besten unter den vielen Nachrufen, die ihm gleich nach dem Tode gewidmet wurden, hat ein geistlicher Freund (Rektor Höveler im St.-Quirinus-Blatt vom 3. Februar 1918) ihn zum Greifen deutlich gezeichnet: „Immer war es interessant, bei Vorstandssitzungen die hagere Gestalt des Mannes mit dem langen Kopf voll pechschwarzer Haare zu beobachten, unter denen das bleiche Gesicht mit den scharf geschnittenen Zügen, den durchdringenden, bohrenden Augen sich geisterhaft abhob. Wie er so ruhig da saß, das Haupt in die schmale Hand gestützt, die Reden der einzelnen aufmerksam anhörend, überdenkend, prüfend, wie er dann zuletzt sich erhob, unter der gespannten Aufmerksamkeit der Anwesenden, das Gehörte kurz, knapp und klar in seinen Wesenspunkten zusammenfassend wiedergab und dann seine Ansicht in der Regel bestimmend und ausschlaggebend in die Wagschale fallen ließ — wem hat dann nicht in solchen Augenblicken der Julius, wie man ihn schlechtweg nannte, durch seine Gescheitheit imponiert?" Bis zum nestorischen Alter blieb er der gereifte Mentor, der getreue Eckart, der gute Geist seiner Partei, und weit über diese hinaus genoß er ein Ansehen, wie es schwerlich ein anderer deutscher Redakteur besessen hat. Welchen Wert man auch an hohen und höchsten Stellen auf seinen Rat und seine Unterstützung legte, dafür ließen sich merkwürdige Beispiele noch aus der Zeit kurz vor seinem Tode beibringen. Als er im März 1915 aus der Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung" ausschied, in welche er fast ein halbes Jahrhundert vorher eingetreten war, hat er eine Vertrauenskundgebung von s e h r hochgestellter Seite erhalten.

Es ist ganz erstaunlich, daß der Vielbeschäftigte auch noch Zeit erübrigte für eine ausgebreitete schriftstellerische Tätigkeit außerhalb der Tagespresse, sogar für sehr ernste wissenschaftliche Arbeit. Er war, zusammen mit dem jetzigen Reichskanzler, Mitgründer der G ö r r e s g e s e l l s c h a f t, die so viel getan hat, um seine Paritätsgedanken auf dem Gebiete der Wissenschaft zu verwirklichen. Seit 1876 hat er kaum jemals auf ihren Generalversammlungen gefehlt; schon am Begrüßungsabend pflegte er namens der Gäste eine Ansprache voll Geist und Humor zu halten; die Verhandlungen, besonders in der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft, verfolgte er, oft sich beteiligend, mit lebhaftem Interesse, und an den Veröffentlichungen der Gesellschaft hat er sehr bedeutenden Anteil gehabt. Das größte, auch von gegnerischer Seite warm anerkannte Verdienst erwarb er sich durch den in kürzester Frist erfolgten Abschluß ihres Monumental-Werkes, des jetzt schon in vier fünfbändigen Auflagen vorliegenden Staats-lexikons. Er übernahm es als Erbschaft des Dr.

Adolf Bruder, eines tüchtigen Gelehrten, der wissenschaftlich für diese Aufgabe durchaus befähigt war und es an Fleiß und Eifer wahrlich nicht fehlen ließ; aber als Redakteur eines alphabetisch angeordneten Werkes, dessen einzelne Artikel nun einmal nach einer bestimmten Reihenfolge gedruckt werden müssen, besaß Herr Bruder viel zu viel — Geduld. Sein Nachfolger hat versichert, in seiner riesigen Redaktions-Korrespondenz hätten sich nicht weniger als 52 Briefe an den säumigen Bearbeiter eines einzigen Artikels gefunden. So kam es, daß nach vieljähriger Arbeit das Staatslexikon bei seinem Tode (1896) noch immer nicht fertig war. Julius Bachem machte es umgekehrt wie sein Vorgänger. Getreu seinen beiden Redaktionsgrundsätzen: Ex pede agere und Keine alten Hunde, führte er die Korrespondenz mit dem großen Mitarbeiter-Stabe musterhaft pünktlich, hielt aber auch mit eiserner Strenge auf Pünktlichkeit und Einhaltung der vereinbarten Raumgrenze und machte mit den „Schleppern" kurzen Prozeß. „Denen," hat er manchmal gesagt, „schreibe ich keine 52 Briefe, sondern allerhöchstens drei: einen höflichen, einen minderhöflichen und einen groben;" half auch das noch nicht, so wurde der betreffende Nichtmitarbeiter gestrichen. Dabei arbeitete er mit einem unglaublich kleinen Apparat, ohne Kartothek und ähnliche nützliche Hilfsmittel, nur mit einem Kopierbuch und einigen Notizenblättern. Zu empfehlen ist ein solches abgekürztes Verfahren nur für Redakteure, die sich unbedingt auf ihr Gedächtnis verlassen können, bei ihm hat es sich durchaus bewährt: Binnen Jahresfrist war der Rest gedruckt, und seitdem ist bereits die vierte Auflage in die Welt gewandert. Die Görresgesellschaft hatte allen Grund, ihm für diese Leistung ihren wärmsten Dank zu beweisen.

Außer den beiden Druckwerken, die man seine Lebenswerke nennen darf, seiner Zeitung und dem Staatslexikon, hat Julius Bachem noch eine Menge kleinerer Sachen geschrieben, die zum Teil schon erwähnt wurden, etwa ein halbes Dutzend juristischer und politischer Schriften, viele Dutzend Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen. Als er 1910 „Lose Blätter aus meinem Leben" veröffentlichte, bemerkte ein Rezensent (Fritz Nienkemper): „Schmeckt nach mehr," und Julius Bachem hat sie denn auch drei Jahre darauf in den „Erinnerungen eines alten Publizisten und Politikers" erheblich erweitert; aber genug war's noch lange nicht. Wieviel hätte er noch sagen können, auch ohne die sorgfältig gewahrte Diskretion zu verletzen! Noch während des Krieges ist seine letzte größere Arbeit erschienen: die Denkschrift: Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen, die er im Auftrage eines Kreises rheinischer Freunde herausgab, pünktlich wie immer:

Seine „Einführung“ ist vom Mai 1915 datiert. Außerdem ist noch der Schlußabschnitt „Ausblick“ aus seiner Feder geflossen. Was dort steht über die Lehren und zu erwartenden Früchte des Weltkrieges, über konfessionellen Frieden, Religionsmengerei und Überspannung des Konfessionalismus, über Parität und Beteiligung am nationalen Leben, über Neuorientierung der innern Politik, Parteiwesen, über die neuen Aufgaben geistiger, politischer, wirtschaftlicher und sozialer Natur, das bildet ein programmatisches Vermächtnis, das namentlich von denjenigen beherzigt zu werden verdient, an die es vornehmlich gerichtet ist: von den deutschen Katholiken.

Er diente seiner Sache mit seltener Selbstverleugnung. Ein Parteimann war er, jawohl, aber kein einseitiger Parteifanatiker mit Scheuklappen, kein eigensinniger Theoretiker, der auf sein Programm eingeschworen ist und sich immer und überall darauf beruft, auch wo die Berufung zwecklos ist. Bei aller Grundsatztreue war er anpassungsfähig. Ihm war die Politik wirklich die Kunst, das unter den gegebenen Umständen Mögliche zu erreichen. Wie oft hat er auf einen Plan verzichtet oder die Durchführung auf bessere Zeiten verschoben, wenn er einsah: Es geht nicht, oder es geht jetzt nicht! Wie oft ist er zurückgetreten im Interesse dessen, was neben der Grundsatzfestigkeit das Palladium jeder gesunden Partei ist, im Interesse der Einigkeit! Auch in dieser Hinsicht ist er Windthorsts Schüler gewesen und Erbe der besten Überlieferungen des Zentrums.

Diese Selbstverleugnung war ihm nicht etwa angeboren, sie war erworben, mühsam erkämpft. Der oben erwähnte Nachruf Hövelers nennt ihn „einen Choleriker seinem Charakter nach“, und das ist richtig. Er war eine leidenschaftliche Natur, konnte stürmisch aufbrausen, wählte unter vier Augen auch nicht immer seine Ausdrücke; aber er kannte diesen Fehler, und wenn andere Leute dabei saßen, kam es nicht leicht vor. Nach außen machte er den Eindruck des zwar temperamentvollen, aber kühl überlegenden vornehmen Politikers. Das war die Frucht eines immer wiederholten Sieges über sich selbst, und mit den Jahren kam auch die Ruhe. Als Abgeordneter hat er manchen Strauß mit dem Elberfelder Nationalliberalen v. Eynern ausgefochten, der als Kulturkämpfer das Durchschnittsmaß erheblich überschritt; später treffen die beiden Herren sich zufällig: „Wir drückten uns verständnisinnig die Hand; das sollte so ungefähr heißen: Was waren wir doch dazumal für Hitzköpfe.“

Wie er die Selbstverleugnung als Journalist übte, weiß niemand besser als derjenige, der jahrzehntelang Pult an Pult oder doch Tür an Tür mit ihm zusammen redigiert hat. „Hitzköpfe“ waren

wir alle beide, aber ganz anders wie ich wußte er, trotz gelegentlicher Temperamentsausbrüche, das kalte Blut zu bewahren, wenn er es brauchte. Eitelkeit gilt vielfach als Spezial-Untugend des Schriftstellerberufs, und auch recht viele Journalisten sollen nicht frei davon sein; er war darüber erhaben, kümmerte sich nicht darum, ob er als Verfasser ausgezeichneter und großes Aufsehen erregender Aufsätze bekannt wurde oder nicht, wenn sie nur wirkten; und dieser an politischer Einsicht, Takt und Geschick hoch überlegene Kollege ließ sich von mir und andern jeden Augenblick raten, seine Konzepte durchsehen und ändern; ich übrigens auch von ihm, und so haben wir das Kunststück zustande gebracht, über 30 Jahre lang zu gleichen Rechten die „Kölnische Volkszeitung" zu redigieren und dabei gute Freunde zu bleiben — ich kann mich nur an einen einzigen Zusammenstoß aus dem Anfang seiner parlamentarischen Periode erinnern, und da handelte es sich um eine rasch erledigte Kleinigkeit.

Gedient hat er seiner Sache mit r e i n e n H ä n d e n. Die bittersten Angriffe, auch persönlicher Art, sind ihm nicht erspart geblieben, aber niemals hat man seine Integrität auch nur angezweifelt. Seine Eltern waren nicht reich, und nach Vollendung seiner Universitätsstudien war er für seinen Lebensunterhalt auf die eigne Kraft angewiesen. Als er sich in Cöln als Advokat niederließ, brauchte er nur zu wollen, und es wurde ganz anders: dem jungen schneidigen Juristen, der sich gleich in den ersten Cölner Jahren durch seinen Verstand, seine Rednergabe und seine gewandte Feder in der ganzen Stadt und weit darüber hinaus bekannt gemacht hatte, würden die Prozesse nur so zugeflogen sein. Da „optierte" er für seine Zeitung und lud sich dazu noch eine Menge von mühseligen Ehrenämtern auf. Was hat er davon gehabt? Befriedigung des Ehrgeizes? Nun ja, insofern er sich freute über das Vertrauen seiner Mitbürger und den Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, der ihm rasch und reichlich zufiel; aber jenen Ehrgeiz, der nur der Bruder der Eitelkeit ist, kannte er nicht. Auszeichnungen? In jungen Jahren erhielt der Verteidiger der kirchlichen Freiheit einen päpstlichen Orden, den er verdiente wie wenige und mehr als viele, und der gereifte Mann wurde bei der Vollendung des Staatslexikons von der Universität Löwen zum Ehrendoktor der Staatswissenschaften ernannt. Das war alles. Ihm staatliche Auszeichnungen zu verschaffen, war seine politische Oppositionsstellung gewiß nicht geeignet; er hat denn auch keine einzige bekommen, man müßte denn die Verleihung des Justizratstitels als Auszeichnung betrachten. Und Geld? Wer ein reicher Mann werden will, der verzichtet nicht auf fette Prozesse, der widmet nicht seine ganze Kraft dem öffentlichen Wohl, ohne andern

klingende Belohnung als sein Redaktionsgehalt, die Abgeordneten-Diäten, die nicht viel mehr als die baren Auslagen decken, und magere Schriftsteller-Honorare, der wird auch nicht, anstatt Rechtsvertreter solventer Leute, freiwilliger Volksanwalt. Denn das ist er gewesen. Hunderten, mit Vorliebe ganz kleinen Leuten, von denen nichts als ein Vergelt's Gott zu erwarten war, hat er Rechtsbelehrung erteilt, zuweilen umfangreiche Rechtsgutachten ausgearbeitet, für die er sich tüchtig hätte bezahlen lassen können, und in den weitaus meisten Fällen keinen Pfennig dafür genommen. Er selbst hat mir, halb im Scherz, halb im Ernst geklagt: Ich bin doch eigentlich — wörtlich! — ein Esel gewesen, daß ich es so gemacht habe. So ganz unrecht hatte er mit dieser drastischen Selbsteinschätzung nicht, aber es war doch schön von ihm. So blieb er zeitlebens in bescheidenen Verhältnissen, hatte dabei noch eine offene Hand, und seine Rechte hat nicht gewußt, was die Linke tat. Die großartige Uneigennützigkeit, die er sich im Zeitalter des Mammonismus bewahrte, ist denn auch, ganz wie bei Windthorst, eine der Grundlagen des großartigen Ansehens gewesen, dessen er sich erfreuen durfte.

Der Lebensabend des Siebzigjährigen war durch schwere körperliche Leiden getrübt. Die Freunde, die den Dulder auf seinem Schmerzenslager besuchten, können bezeugen, mit welchem Starkmut er seine Leiden ertrug, wie sein lebhafter Geist die Herrschaft behielt über den armen Leib, wie in den spärlichen Pausen zwischen den Anfällen seiner Krankheit seine müde Hand noch die Feder führte, wie er bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit fortfuhr zu wirken für seine alten Ideale und für die Zukunft des schwer bedrängten Vaterlandes.

In der Frühe des 22. Januar hat ein sanfter Tod ihn erlöst von der Bürde des Lebens, und drei Tage darauf standen wir an seinem Grabe und lauschten bewegten Herzens den schönen Worten, in welchen nicht weniger als sieben Redner sein Andenken feierten, sein Pfarrer, drei Berufsgenossen des großen Journalisten, die Vertreter der Görresgesellschaft, der Cölner Zentrumspartei und der Zentrumsfraktion des Abgeordnetenhauses. Oft schon haben wir die Erfahrung gemacht, daß Vorkämpfern des Zentrums im Tode die volle Anerkennung zuteil wurde, die ihnen im Leben versagt geblieben oder nur mit starkem Widerspruch zuteil geworden war. So war es bei edlen Toten wie Mallinckrodt, den beiden Reichensperger, v. Schorlemer-Alst, so bei Franckenstein, Lieber und Windthorst. So auch bei Julius Bachem. Nicht oft hat ein Mann der Presse im Tode eine so „gute Presse" gehabt wie er. Blätter aller Parteien haben ihm die ehrendsten Nachrufe gewidmet, und die gegnerischen Organe Cölns haben sich nicht

eschlossen. „Er war", schrieb eines derselben, „zeitlebens unser Gegner, und unsere Wege gingen meilenweit auseinander. Aber er war ein Kämpfer für Ideale, an die er felsenfest glaubte, und gegen den politischen Widersacher stritt er nie mit unzulässigen Mitteln. An der Bahre dieses Mannes senken auch wir die Fahne." Und der Vertreter eines andern, ein politischer Antipode, hat am Grabe sein Urteil in dem Satz zusammengefaßt: „Er war ein ganzer Mann, er war ein ehrlicher Mann, und ein Mensch, der die Sache weit und hoch über die Person setzte." Als letzter sprach einer seiner Freunde, an die Gesinnungsgenossen des Toten die ernste Mahnung richtend: „Gehen wir mit dem tiefen, unerschütterlichen Gefühl nach Hause, daß wir sein Andenken am besten in Ehren halten, wenn wir seinen Taten folgen, wenn wir in seinem Geiste arbeiten für das Vaterland und die Kirche und der Gesamtheit Wohl, wenn wir vor allem einig bleiben und treu bleiben den Grundsätzen Windthorsts. Die Grundlagen unserer Partei wollen wir hochhalten als ein teures Vermächtnis, treu bleiben dem Bündnis, dem Julius Bachem seine Lebenskraft gewidmet hatte."

Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, M.Gladbach
Volksvereins-Druckerei, M.Gladbach, 1.—5. Tausend. 2138.

Veröffentlichungen des Sekretariats Sozialer Studentenarbeit aus der Kriegszeit, erschienen im Volksvereins-Verlag GmbH. zu M.Gladbach und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Hans Steiger, Gewaffneter des Kaisers. Gedichte vom großen Krieg. 1916. 8° (70) M 1.20, geb. M 1.40

Paul Lingens, Mein Kriegsliederbuch. Verse aus Westen und Osten. 1916. 8° (94) M 1.20, geb. M 1.40

Maria Weinand, Gedichte einer Deutschen. 5. Tauf. 1917. 8° (48) 80 Pf., geb. in Leinen M 1.—

Heinrich Zerkaulen, Wandlung. Mein Kriegsbuch 1914/15. 1916. 8° (88) Brosch. M 1.—, geb. M 1.25

Kriegslieder. I. Band. Zusammengestellt durch Heinrich Lersch. 2. Auflage 1916. 8° (141) Brosch. M 1.50

Kriegslieder. II. Band. Zusammengestellt durch Heinrich Lersch. 1917. 8° (124) Brosch. M 1.50

Kriegsnovellen. I. Band. Fünf Hefte der Kriegsnovellen. 1916. 8° (116) M 1.20

Enrica von Handel-Mazzetti, Der Blumenteufel. Bilder aus dem Reservespital Staatsgymnasium in Linz. 1916. 8° (94) Geb. M 1.60

Martin Spahn, Im Kampf um unsere Zukunft. 2. Auflage 6.—8 Tauf. 1915. 8° (67) 60 Pf.

Hermann Platz, Krieg und Seele. Drei Kapitel. 1916. 8° (64) M 1.20

Pax. Den Akademikern im Felde entboten von der Abtei Maria-Laach. 9. und 10. Tauf. Mit 2 Kupfern. 1917. 8° (77) Geb. M 1.20

Veritas. Den Akademikern im Felde entboten von deutschen Dominikanern. Von P. Franziskus M. Stratmann O. P. 1917. 11.—13. Tauf. 8° (76) Geb. M 1.20

Franziskus. Den Akademikern im Felde gewidmet von deutschen Franziskanern von P. Elzear O. F. M. 1917. 11.—13. Tauf. 8° (76) Geb. M 1.20

Belgien. Neun Abhandlungen der Sammlung „Der Kampf um Belgien". 1916. 8° (146) M 2.40

Vom deutschen Geist. Fünf Abhandlungen der Sammlung „Der Weltkrieg". 1915. 8° (84) M 1.—

Deutschland und das Mittelmeer. Sechs Abhandlungen der Sammlung „Der Weltkrieg". 1916. 8° (112) M 1.20

An den Grenzen Rußlands. Elf Abhandlungen der Sammlung „Der Weltkrieg". 1916. 8° (251) M 2.80

Das große Wecken. Eine Feldgabe für unsere Kommilitonen. Herausgegeben vom Kath. Akademiker-Ausschuß München. 10. u. 11. Tauf. 1916. 8° (64) 60 Pf.

Der Stern der Weisen. Eine Weihnachtsgabe für unsere Kommilitonen im Felde. Herausgegeben vom Kath. Akademiker-Ausschuß München. 12. Tauf. 1916. 8° (62) 60 Pf.

Morgenrot. Eine Feldgabe von Mitgliedern des Verbandes der katholischen Studentenvereine. Herausgegeben von Dr. Karl Hoeber (Cöln). 1917. kl. 8° (301) M 2.—

Aufwärts. Eine Feldgabe von Mitgliedern des Verbandes der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine Unitas. Von Joseph Kuckhoff. 1917 kl. 8° (176) M 1.50

Treudeutsch. Eine Feldgabe vom Kartellverband deutscher Studentenverbindungen. Von Emil Feinendegen. 1917. kl. (288) Geb. M 2.—